

INGA HOSP

anders leben anders reich

**Geschichten
von Leuten**

Waler
Lausbub
Herrische
Schnapsbrennerin
Schreiber
Theaterer
Altbäurin
Sammler
Riesin
Lehrer



ATHESIA



Die Drucklegung dieses Buches wurde ermöglicht durch
die Südtiroler Landesregierung / Abteilung Deutsche Kultur.

INGA HOSP

anders
leben
anders
reich

**Geschichten
von Leuten**

mit Fotografien von
Cäcilia Lobis-Mian

 **ATHESIA** VERLAG

6 Vorwort

11 Übers Land

- 12 Der Lehrer
- 13 Noch ein Lehrer
- 16 Der Vermittler
- 18 Die Enzianthres
- 22 Der Waaler
- 24 Marienberger Zeit
- 27 Die Widumhäuserin
- 30 Der Vogelsepp
- 33 Macher, Sammler, Theaterer

37 Am Berg

- 38 Die Altbäuerin
- 40 Die Lies
- 43 Erdschinden
- 47 Barthlmä
- 49 Ein lebendes Dorf

63 Sommerfrische

- 64 Ein Lausbub
- 71 Wirtsmandl
- 74 Die Dokter
- 79 Reisender ohne Fahrplan
- 89 Ein Familienvirus
- 93 Herrische. Ein Monolog
- 104 Himmlische

109 Vom Ausreisen und Ausreißen

- 110 Dynastie mit Potenzial
- 114 Prosper und pauper
- 121 Epitaph für einen Heimgekehrten
- 125 Das Leben als Blindflug
- 129 Belcanto mit Heimweh
- 136 Liebe auf Abstand
- 141 Talauswärts
- 147 Vom Hunger im Kopf

151 Zum Weiterlesen



Übers Land

Eine Stoppelwiese nach dem dritten Schnitt, es sticht durch die offenen Schuhe. Frischer Wind direkt aus dem Himmelsblau. Vom Boden springt ein Regen von Grillen auf. Du könntest auch den blechgetupften Parkplatz sehen, frisch umgewühlt und noch nicht eingewachsen, oder die hellgrünen Müllsäcke, einer aufgeplatzt, gestern gab's Spaghetti. Aber du machst wieder diese Körperdrehung und schaust lieber nach der anderen Seite: vorsätzlicher Augenbetrug, Schönfärberei, hellgelbe Mauer, darauf ein bewegliches Fresko vom Schattenbild des Kornelkirschbaums. Rotes Ziegeldach, steil, über den Mauerwürfel gestülpt, darauf kokett ein Kamintürmchen wie eine Miniaturausgabe des Hauses, nur schwarz vom fettigen Ruß, steiles Satteldach darauf aus zwei mal zwei roten Ziegeln, für mehr ist kein Platz auf dem Dachreiterlein. Noch nicht genug Farben: Über dem roten Dach, wie aus dem Werbe-prospekt, Himmel aquamarin, und selbst das reicht noch nicht: Es muss noch die scharfgrüne Lärche hinein, die mit ihren Windfahnen im Blau flattert. Der Schwartenzaun um den rechteckigen Bauerngarten ist grau gebleicht, hält sich zurück, damit es drinnen umso mehr leuchten kann, zinnienrot, asternrosa, ringelblumengelb und bohnen grün, rübenrot, karfiolweiß und salbeisilbern. Darüber Sonnenblumen, ordinärgelb, locken nickend Bienenkundschaft an.

Auf dem weißen Fensterbrett hinterm weißen Gitter, vor halb geöffnetem weißem Fensterflügel eine Tomate zwischen grün und rot zum Nachreifen, lilarosa Fuchsienglocken daneben. Am Kirschbaum zwischen dem grünen Laub hängt ein Mohnbündel, die Kapseln entfärbt, fahl wie gebleichtes Gebein, streuen Asche über den Sommer.

❖ DER LEHRER

What a change!, ruft der englische Reiseschriftsteller aus seinem Artikel. Welch ein Wandel! Und vergleicht heute mit früher: Heute ist 1875. Die Eisenbahn dampft durchs Tal und zieht die Fremden nach. Das Toblacher Feld ist bestellt, das fashionable Südbahnhofel schließt Bedürftige zwar aus, aber bietet jenen, die seiner bedürfen, den Luxus eines neuen gesellschaftlichen Schauplatzes. Die Gouvernanten parlieren Französisch und sömmern flatternde Fräuleins, Missen und Signorinen in weißen Blusen und Florentiner Strohhüten.

Aber reihum werden Bauerngüter versteigert und kumulieren die Katastrophen: viermal Hochwasser in sieben Jahren, Missernten, Billigimporte aus Ungarn und Nordamerika; sie verderben die Preise und machen die Schuldenlast noch schwerer.

Beim Bindterbauern wird auch in den schweren Zeiten Musik gemacht: Acht Kinder, das ist schließlich schon fast ein Chor und leicht eine Böhmsche. Der Älteste, Sebastian, erbt vom Vater den Namen und die Passion für die Musik. Bei der 1882er Überschwemmung ist er noch daheim; während die Gästeschwemme eintritt, ist der Bub schon in Neustift auf der Knabensingschule. Das Studentl muss jedenfalls dazuverdienen, ist Ministrant in Schalders und dann Nachhilfelehrer in Bozen, wo er einen Platz auf der Lehrerbildungsanstalt bekommt und, natürlich, einen Kostplatz für den wohlthätigen Mittagstisch. Vier Jahre Studium für nur 18 Gulden aus der Familienschatulle, Klavier- und Orgelunterricht inklusive.

Der Junglehrer arbeitet sich planmäßig aus der Fremde wieder auf die Heimat zu: St. Andrä, Sexten und dann Toblach. Der Bindtersohn ist zur Stelle, als eine Stelle frei wird. Bald ist er auch Schulleiter, Chor-dirigent, Kapellmeister. Der Lehrer als Privatmensch? Undenkbar. Noch in seinen Liebhabereien ist er „öffentlich“: Imker, Verschönerer des Dorfs, Trachtenpionier.

Mit vollem Klang aus Kehlen und Schallbechern geht es ins neue Jahrhundert. Und der Tourismus bringt einen Schub Modernität ins

Tal, ein Prozess, der auch von den Granaten des Weltkriegs nicht zum Stillstand gebracht werden kann. Der Lehrer und Chorleiter reagiert auch darauf musikalisch: Er gründet ein Salonorchester von 18 Mann und ein Salonquartett dazu.

Einige Jahre später gehört der Lehrer, streng genommen, zu den Gemeindearmen. Die magere Besoldung versiegt. Der von den faschistischen Behörden Zwangspensionierte muss sich mit Frau und fünf Kindern noch mehr einschränken. Dafür komponiert er opulent: Marienlieder, Predigtlieder, ein Requiem, Messen vor allem für alle festlichen Anlässe. Chorsänger kennen sie noch heute.

Seine Beisetzung 1947 ist eine Liebesfeier von denkwürdigem Ausmaß, eines jener Leichenbegängnisse, für die dem Reporter der Lokalzeitung die Metapher von der *unabsehbaren Menge von Leidtragenden* nicht zu groß erscheint: Schulkinder und Männerbund, Feuerwehr und Jäger, Imker und Lehrer, Musiker und Kranzträger und Chorsänger und 26 Priester. Und zwei Ämter mit reichlich Musik des Verabschiedeten. So dankt die Ortsgemeinschaft dem, der ihr mehr als den üblichen Obolus an Zugehörigkeit gegeben hat, einem, der seinen ganzen, früh entstandenen und, so scheint es im Rückblick, nie korrigierten Lebensentwurf auf die Gemeinschaft hin orientiert hat. Wie anders wäre er zu nennen als reich?

❖ NOCH EIN LEHRER

Es war einmal ein Dorf, wo keiner, der ausging, seine Haustür versperrte, wo die Kinder mit selbst gemachten *Speckern* um Kleiderknöpfe spielten und im März Freudenfeuer anzündeten, um den Winter zu verbrennen.

Es war einmal ein Dorf, wo ein Kübel Zisternenwasser eine von weiter getragene Kostbarkeit sein konnte, wo einer als Dieb galt, der ein Stückchen Brot oder Zucker stibitzte, wo die Kinder Kirchtage hatten, wenn es zu den allgegenwärtigen Erdäpfeln auch ein wenig *Polenta*

gab, und wo man um ein Holzgeschirr voll erbettelter Ziegenmolke stundenlang zu einer Alm aufstieg.

Und wie alles Glück und alle Not der Märchen einmal im tieferen Sinn wahr gewesen sind, so ist wohl auch das Leben in dem Dorf Lusern, wie Matthäus Nicolussi (1852–1922) es in seinen Erinnerungen geschildert hat, einmal wahr gewesen: wie gehaust wurde in dem halb unterirdischen Häuschen am steilen Hang unterm ewig undichten Schindeldach, um die offene Feuerstelle, auf dem Fußboden aus festgestampfter Erde, und wie geschlafen wurde in der strohgefüllten Bettlade der kleinen und auf dem zugigen, schneeüberstäubten Dachboden der größeren Kinder.

Später, als das *Mattiale* schon ein Lehrerstudent in Innsbruck war, wie er sich durchzuhungern hatte bei mehr oder weniger wohlthätigen Kostgebern, jeden Tag woanders, am Samstag zu Fuß hinaus bis fast an den Fuß des Bergisel, *bei Herrn Universitätsprofessor von Ficker in Wilten; Milchreis, nur Mittagessen. Der Milchreis wurde auf dem Gange in einem Tiegel auf den Tisch gestellt und zwei andere Studenten aßen mit mir aus demselben Geschirr mit dem eigenen Löffel, den jeder in der inneren Rocktasche mitbrachte.*

Vier Jahre lang jeden Samstag Milchreis und etliche Löcher im Kostplan, viele Löcher in den Schuhen, den Hosen und vor allem im Magen, die allenfalls durch Anstehen um eine Klostersuppe notdürftig zu stopfen waren. Und eine Hausfrau, die dem Studentl auch noch die hungrigen Augen verdarb, indem sie die Petroleumflamme aufs billigste Minimum herunterdrehte.

Später, als der fertige Lehrer nach der Kreuzerzählerei seiner Anfangsjahre in armseligen Klassenkammern und Wohnhütten endlich seine feste Anstellung in der deutschen *Staatsvolksschule* in Trient innehat, da ist auch eine Familie mit vier Kindern zu ernähren und wieder jeder Gulden zweimal umzudrehen und auch noch für die verwitwete Mutter in Lusern eine Kleinigkeit abzuzweigen, was sie, statt es für ihre eigene Bequemlichkeit auszugeben, wiederum für den Sohn hortet, um es ihm auf dem Totenbett zurückzugeben.

Ein herbes Lebensmärchen, lakonisch und schmucklos erzählt, wenn auch nicht ohne didaktischen Zeigefinger des Lehrers gegen Laster wie Alkoholismus oder Prügelstrafe. Und wie es sich für das Buch eines Lehrers ebenfalls gehört, erfährt man, wo die Luserner die kleinen Kinder holen, wie sie, stundenweit weg vom ohnehin unerschwinglichen Arzt, Krankheiten und Verletzungen heilen, man lernt die Technik des Heustockschlafens und das Luserner Reden verstehen. Und manchmal muss man sich ein wenig zwicken, damit man nicht in den Traum von der romantischen Armut eintaucht, der einen auch beim Lesen von Lebensgeschichten aus Irland oder Island so schön einlullen kann, bis die Märchenmetapher von den armen aber glücklichen Leuten in der kargen heilen Welt daherkommt. Nein, die *bleckete Noat* ist nirgends schön gewesen, auch in Luzern nicht.

Aber die in Luzern arm waren, waren doch noch ärmer als anderswo, weil sie nicht einmal in der Sprache daheim sein durften. Nur wäre es zu einfach, lediglich die eine Armut zu beklagen, die daher gekommen ist, dass die Luserner (wie ihre „zimbrischen“ Nachbarn im Fersental und in den Sieben und Dreizehn Gemeinden) bis in die 1860er-Jahre keine Schulen in deutscher Sprache hatten. Der Lehrer Nicolussi hätte aber schon gewusst, wie die Schule für seine Landsleute hätte beschaffen sein müssen, um ihnen nützlich zu sein:

Vor Einführung der deutschen Schule lernten die Kinder das wenige Italienisch, dessen sie in ihrem späteren Leben bedurften, in der bisherigen ital. Schule, während die Haussprache Deutsch blieb. Weil aber im Lehrplane der nunmehrigen deutschen Schule die ital. Sprache keine Berücksichtigung fand, so fingen die deutschen Eltern an, mit ihren Kindern Italienisch zu sprechen, damit sie die für sie notwendige Sprache lernen. Wenn aber in der Familie Italienisch gesprochen wird, so wird wohl niemand behaupten können, dass diese noch deutsch ist. So hat die deutsche Schule zur Verwelschung beigetragen. Hätte man aber im Lehrplane der deutschen Schule dem Unterrichte in der zweiten Landessprache ein wenn auch bescheidenes Plätzchen eingeräumt, so wäre die Haussprache heute noch Deutsch ...

der Backofen heiß genug, die Glut herausgescharrt und mit dem langen Kehrwisch, der „Ofenzussl“, die Backfläche saubergefegt ist. Und dann geht es den ganzen Tag lang so: Brote einschießen und bewachen und herausholen.

Und sogar nach dem Backen sind noch einige Gebote zu beachten, damit das in Brothurten luftig getrocknete Brot schön *rogl* wird, schön bricht, gut hält und die „Ranftln“ zum Qualitätsbeweis ganz leicht herunterbrechen: In den Hurten, sagt die Altbäuerin, müsse das Brot nämlich mit der Oberseite gen Sonnenaufgang schauen. Und das frische Brot dürfe am Backtag nur abgerissen, ja nicht geschnitten werden, man schneide sonst den Brotbäckern in die Hand.

Und wenn die große Anstrengung dann wieder vorbei ist, alles Brot zum Trocknen eingeschichtet, zum Einfrieren versorgt oder für ein paar Dauerkundschaften zur Seite gestellt ist, geht die Altbäuerin in ihre neue Wohnung und bereitet sich einen Kräutertee zu von den Blättern und Blüten, die sie im Sommer gesammelt hat. *Jetzt isch es wieder fier!*, seufzt sie wie nach einer glücklichen Geburt, und lehnt den „Buggl“ an den warmen Stubenofen.

❖ DIE LIES

Wann ist das: damals? Auf dem Hochplateau Ritten bedeutet damals *vor der Stroß*, bevor die „Panoramastraße“ auf die Hochfläche über Bozen gebaut worden ist. Vor der Bahn (der Zahnrad- und Trambahn von 1907) ist noch einmal ein anderes „damals“, an das sich nun niemand mehr erinnern kann.

Immerhin ist es Literatur geworden durch die Elegie des Hans von Hoffensthal, „Abschied von Oberbozen“, in der tränenselig der Anbruch einer neuen Zeit beklagt wird: *Wir sind die Besiegten. Der Fortschritt hat uns niedergedrungen ...* Und weiter barmt der adelsstolze Dichter und Bewohner der bislang exklusiven Maria Himmelfahrter Sommerfrischsiedlung, der sich nun gemeinmachen muss mit „den

anderen“, den Fremden: *Kommt! Geht nur durch die Wälder, die einst unser waren, tretet nur in die Wiesen und holt euch die Blumen, die bisher unsere Kinder pflückten. Wir können nichts dagegen tun!*

Wenn die Lies vom Auf und Ab ihres langen Arbeitslebens über die „Klapf“, die groben und steinigen Wege am Ritten *vor der Stroß*, erzählte, brauchte sie keinen elegischen Ton, und die Fremden waren ihr ziemlich gleichgültig. Aber der Berg und die Stadt, das seien zwei völlig verschiedene Welten gewesen, und die Bahn habe sie sich ohnehin nicht leisten können. Einmal, erinnert sie sich, sei sie wie so oft mit einem Rucksack voller Eier vom Ritten nach Bozen abgestiegen, um sie in einem Geschäft beim Obstmarkt zu verkaufen und für die paar Lire das Notwendigste für daheim zu besorgen. Da habe sie so einen merkwürdigen Batzen in ein Metallgestell eingespannt gesehen, oben schön rosa, unten schön weiß. Was das denn gewesen sei, habe sie hernach die Rauh-Mutter gefragt, die hinter ihr gestanden sei.

Ah, sie sei aber schon ein rechter „Tatsch“, wenn sie nicht einmal einen Prager Schinken kenne! Woher sie den denn kennen solle, habe sie, die Lies, geantwortet. Sie kenne halt nur *Mortadellawurscht und Kaas!* Auch mit fast 80 war die Lies noch eine stattliche Frau: groß und leibig, mehr als ihr lieb war. Die Stationen ihres Lebens waren wohl ein Dutzend Plätze bei Bauern und Herrschaften; auch mit einem Pachthöfl haben sie und ihr Mann es einmal versucht. So ist ihr freimütig und emotionslos erzählter Lebensweg an Dienstverhältnissen, Arbeitsplätzen und den Geburtsjahren von neun Kindern festgemacht:

Geboren bin ich beim Rodererhof ober der Kirche von Maria Saal, ich und mein Bruder. Dann hat der Vater das Strickerhöfl gekauft und ich bin daheim geblieben, füttern und arbeiten, und bin oft einmal ins Tagwerk gegangen, zusammenrechen auf den Wiesen, oft auch auf denen am Rittner Horn, damit ich auch einmal ein paar Lire Geld gehabt hab.

Dann hab ich Nähen gelernt in Lengstein und dann bin ich 1929 nach Leifers hinunter. Dort bin ich bei einem Bauern gewesen und hab auf die drei Kinder schauen müssen. Mein späterer Mann ist dort Knecht

gewesen, aber wir haben uns zuerst gar nicht recht verstanden. Er war ja auch immer draußen in den Obstgütern und ich im Haus bei den Kindern. Da war viel zu waschen – natürlich ohne Waschmaschine. Und im dritten Jahr ist gar nichts gegangen mit dem Obst, da war der ganze Stadel voll mit Äpfelkisten. Da haben wir miteinander oft Äpfel ausklauben müssen und sind allmählich besser miteinander ausgekommen. Dann haben wir halt zu gut miteinander geschaffen (lacht ein bissl), und der Bauer ist uns draufgekommen. Den Knecht hat er entlassen, Anfang Juni, aber mich, die Dirn, nicht. Ich hab's gut gekonnt mit den Kindern, mich hätten sie schwerer ersetzen können. Aber immer wenn der Vater mir geschrieben hat, hat er geschrieben: ‚Bleib an Leib und Seel gesund!‘ Da hab ich schon gewusst, was er gemeint hat!

Und am 17. August haben wir schon Hochzeit gehabt. Dann haben die Leiferer gesagt: ‚Die wird halt schwanger sein!‘ Aber das war ich nicht. Erst am 10. Juni im nächsten Jahr ist das erste Kind auf die Welt gekommen. Das war 1934 und es war schwierig: eine Zangengeburt, und es ist gestorben.

Und 1935 ist der Peter geboren. Da waren wir in Lengstein beim Waldsteiger, und ich hab ihn immer auf dem Polster mitnehmen müssen. Wagele hab ich keins gehabt. Und auf einmal hat er arg geschrien, da war er erst ein Monat alt. Aber ich hab gedacht: Er soll nur schreien, er ist trocken und satt. Aber dann bin ich doch schauen gegangen – und da war das ganze Kind voller Ameisen, ganz schwarz! Und wie ich ihn ausgepackt hab, war er, wie wenn er die Masern gehabt hätt.

1937 ist dann wieder ein Bub gewesen. Aber wie ich noch schwanger war, bin ich einmal die Stiegen hinuntergefallen, und da hat das Biabl einen Schock gekriegt (hat der Doktor Oberrauch gesagt), und so hat's fortwährend gezittert, wie's auf der Welt war. Und ist gestorben, bevor's drei Jahre alt war. Aber mir hat's so viel leidgetan um das Kind. Da war ich aber schon schwanger mit einem Gitschele, einem Mädchen, das dann mit elfeinhalb gestorben ist.

Von den neun Kindern der Stricker-Lies (die übrigens nach ihrem Heimathof so hieß und nicht, weil sie so viel strickte, was sie allerdings

auch tat) sind schließlich nur zwei übrig geblieben. Als ich die Achtziglerin nach der besten Zeit in ihrem Leben gefragt habe, sagte sie ohne jedes Zögern: *Jetzt!* Denn jetzt hatte sie ihre kleine Rente und ihre Ruhe auf der Habenseite. Auf der Sollseite war allenfalls die Witwenschaft – *Miteinander tut man halt nur heiraten, aber sterben tut jedes für sich allein!* – und ihr Alterszucker. Doch über den machte sie sich keine Sorgen, denn er wurde vom *Dokter*, dem Gemeindefeldarzt, höchstpersönlich überwacht, der einmal in der Woche zu ihr zum Essen kam, weil sie die Bauernkost so gut zu kochen verstand: „Erdäpfelplattlen“ mit Rübenkraut, „schwarzplentene“ (buchweizene) Speckknödel, „Greascht!“ (das auf vornehm tuenden Speisekarten manchmal als Geröstel aufscheint) und die flachen, eckigen Rittner Krapfen mit ihrer Fülle aus „Kloatzn“ (getrockneten Birnen) und Honig. Und noch etwas Tröstliches hatte die Lies bei ihrer Zeitanalyse herausgefunden: Teuer sei es immer schon gewesen, aber heute habe man wenigstens eine Rente!

❖ ERDSCHINDEN

Von wohlhabenden und behäbig großen Dorfbauern ist hier nicht die Rede. Sie siedeln auf den Terrassen und den ebenen oder mäßig geneigten Flächen. Aber an den Flanken zur Eisack- und Talferschlucht und zum Bozner Talkessel hin hängen die Wiesen, Äcker und Weinberge gewaltig steil, wenn auch dadurch besonders exponiert zur Sonne. *Sonnenverwöhnt* könnte in der Tourismuswerbung für die Gegend stehen.

Wer die Wiesen, Gemüesfelder, Obst- und Weingärten, Himbeerbeete und Erdbeeräckerlein bewirtschaften will, muss in den steilsten Lagen, etwa von Siffian oder Unterwangen, heute noch schwer arbeiten. Bis in die 1980er-Jahre hieß dort der Komparativ von arbeiten *schindn*, und der Superlativ war das „Erdschindn“: die abgeschwemmte und durchs Pflügen hangabwärts gewendete Erde in „Erdkrattn“ wieder

Zum Weiterlesen

- Die Vergessenen von Lusern.* Erinnerungen des Matthäus Nicolussi, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Josef Rampold, Bozen, 1998
- Bauernhöfe in Südtirol*, Bestandsaufnahme 1940–43, Band 1 Ritten, hrsg. Helmut Stampfer, Bozen, 1991
- Peter Gendolla: *Zeit. Zur Geschichte der Zeiterfahrung*, Köln, 1992
- Robert Büchner: *Tiroler Wanderhändler*, Innsbruck, 2011
- Peter Prosch (erstmalig erschienen 1789): *Leben und Ereignisse des Peter Prosch*, München, 1964
- Inga Hosp: *Tschuggmall oder das Leben durch Maschinen*, Innsbruck, 1995
- Samantha Schneider/Inga Hosp: *Die Riesin von Ridnaun*, Bozen, 2001
- Ulrike Kammerhofer-Aggermann: *Reisen war kein Vergnügen* (in: Sommerakademie Volkskultur, 1994)
- Midas Dekkers: *Von Larven und Puppen*, 2003
- Lovis Corinth: *Terrasse in Klobenstein*, Gemälde, Kunsthalle Hamburg
- Ludwig Bemelmans: *Hotel Bemelmans*, 1946
- Ludwig Bemelmans: *Tell Them It Was Wonderful*, 1987
- Ludwig Bemelmans: *Hotel Splendide*, 1941
- Robert Wernick: *The Man Who Dreamed Up Madeline*, Smithsonian Magazine, 1998
- Otto Julius Bierbaum: *Eine empfindsame Reise im Automobil*, 1903
- Otto Flake: *Es wird Abend*, Frankfurt M., 1980
- Otto Flake: *Sommerroman* und *Die Scheidung*, Frankfurt/M., 1985
- Zu (Johann) Carl Wendelin Anreiter: *Alessandro Biancalana*, „Schlern“, 2/2000, S.81ff.
- Herbert Rosendorfer: *Oh Tyrol oder Der Letzte auf der Säule*, München, 1985
- Ernst von Glasersfeld: *Unverbindliche Erinnerungen*, Bozen, 2008
- Franz Tumlner: *Aufschreibung aus Trient*, Frankfurt/M., 1965
- Franz Tumlner: *Welche Sprache ich lernte*, Berlin, 1970
- Franz Tumlner: *Das Land Südtirol*, München, 1971

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
abrufbar: <http://dnb.d-nb.de>

CÄCILIA LOBIS-MIAN, geboren 1951 in Bozen, Studium der
Mathematik und Physik, unterrichtete an Mittelschulen.
Fortbildung in Workshops bei bekannten Fotografen.
Gemeinschafts- und Einzelausstellungen im In- und Ausland.
Sie lebt in Bozen und am Ritten.

1. Auflage 2024
© Athesia Buch GmbH, Bozen

Fotos: Umschlag Bildarchiv Athesia-Tappeiner-Verlag, Innenteil Cäcilia Lobis-Mian, Bozen
Design & Layout: Athesia-Tappeiner-Verlag
Bildbearbeitung: Typoplus, Frangart
Druck: Finidr, Tschechien
Papier: Innenteil Maestro Print

Gesamtkatalog unter
www.athesia-tappeiner.com

Fragen und Hinweise bitte an
buchverlag@athesia.it

ISBN 978-88-6839-797-5
ISBN 978-88-6839-802-6 (e-Book)



INGA HOSP, geboren 1943 in München, studierte Germanistik und Theaterwissenschaft in Innsbruck und Wien und lebt seit 1970 am Ritten in Südtirol. Sie arbeitete über 40 Jahre lang freiberuflich für Hörfunk und Fernsehen (BR, ORF, Rai Südtirol), schrieb mehrere Bücher, zahlreiche Essays und Artikel zu Südtirol-Themen und engagierte sich ehrenamtlich für Kultur- und Wissenschaftsinitiativen.

„Dieses Buch enthält Texte, die zu meinem Bild von Südtirol gehören. Es ist ein Bild in vielen Facetten, auch ein Bild von einem anderen Leben und anderem Reichtum als dem gegenwärtigen.

Es wird konstituiert von Begegnungen, Annäherungen und Erinnerungen mit und an Menschen (vor allem Menschen!) und Gegenden des Landes, in das ich vor mehr als einem halben Jahrhundert durch Heirat eingewandert bin und in dem ich mich mit der Neugier der Publizistin und mit Interesse und Zuneigung für Land und Leute umgeschaut habe.“

Inga Hosp



ISBN 978-88-6839-797-5



9 788868 397975

athesia-tappeiner.com

25 € (I/D/A)